



Die Sage vom Bollenweible

(Neufassung von Markus Fronius)

Zwischen den Hügelketten von Laimnau und Tannau liegt eine Landschaft, die seit jeher von Geschichten durchdrungen ist. Wälder wachsen dort wie alte, schweigsame Riesen, deren Kronen den Himmel streifen, während ihre Wurzeln die Erde umschlingen wie Hände, die etwas festhalten wollen. Manche sagen, diese Wälder seien älter als die Dörfer, älter als die Menschen, älter als jedes Wort, das die Bewohner der Gegend sprechen.

In eben diesen Wäldern stand eine kleine, krumme Hütte. Sie lag verborgen wie ein Geheimnis, als hätte der Wald selbst sie geschaffen. Moos bedeckte ihr Dach so dicht, dass es wie ein lebendiger Teppich wirkte. Kletterpflanzen rankten sich an den Wänden empor, und die tiefen Wurzeln eines uralten Baumes hielten sie wie Arme umschlungen. Wer die Hütte sah, meinte unwillkürlich, sie sei aus dem Wald herausgewachsen und nicht erbaut worden.

Dort lebte das Bollenweible.

Man wusste wenig über sie. Manche behaupteten, sie sei eine der letzten Waldweisen – Frauen, die vor Jahrhunderten gelernt hatten, mit der Natur zu sprechen. Andere sagten, sie sei nicht geboren, sondern aus einer

uralten Buche herausgestiegen, deren Stamm in einer mondlosen Nacht aufgerissen war.

Sicher war nur eines:

Sie kannte den Wald wie kein anderer.

Ihre Schritte waren kaum zu hören, selbst wenn der Boden voller Zweige war. Rehe richteten sich auf, wenn sie kam, doch flohen nicht. Füchse schlichen um ihre Beine, als seien sie alte Freunde. Krähen setzten sich auf ihre Schulter und ließen sich von ihr kraulen. Und nie, wirklich nie, hatte jemand gesehen, dass ihr im Wald etwas zustieß.

Die Menschen, die sie aufsuchten, beschrieben sie unterschiedlich.

Manche sahen eine alte Frau mit wirren Haaren wie Moos und Augen so hell, dass sie selbst im Dunkeln schimmerten.

Andere wiederum berichteten, sie sei gar nicht so alt, eher zeitlos – mal wie dreißig, mal wie achtzig.

Niemand wusste, was wahr war.

Vielleicht sah jeder genau das, was der Wald ihm zeigen wollte.

Das Bollenweible verstand die Sprache der Pflanzen, als seien sie ihre Kinder. Sie wusste, welche Wurzel gegen welches Fieber half, welcher

Samen eine Ader beruhigte und welches Blatt den Schlaf wiederbrachte.

Sie kannte Kräuter, die nur bei Vollmond blühten, und Pilze, die man nur bei bestimmten Wetterlagen pflücken durfte.

Oft stand sie am Bach und spülte ihre Schalen, während sie mit dem Wasser sprach. Es klang wie ein Wispern. Und wenn der Wind durch die Äste fuhr, antworteten ihm manchmal die Krähen, als seien sie Teil eines Gesprächs.

Die Dorfbewohner kamen zu ihr, wenn die Ärzte nicht weiterwussten.

Viele verdankten ihr das Leben.

Viele blieben wegen ihr verschont von schweren Leiden.

Und das Weible verlangte kaum etwas dafür.

Ein Stück Brot.

Ein warmes Lächeln.

Ein Dankeswort.

Es war ihr nicht um Reichtum zu tun.

Sie lebte von dem, was der Wald ihr schenkte.

Und dem, was die Menschen ihr gaben – zumindest früher.

Mit den Jahren jedoch wurde die Dankbarkeit seltener.

Der Wohlstand kam in die Dörfer.

Die Menschen begannen, Ärzte aus den Städten zu rufen.

Handelswagen brachten Kräuter und Medikamente aus fernen Ländern.

„Was brauchen wir das Waldweible?“, sagten manche.

„Das ist doch nur ein altes Ding, das uns Angst macht.“

Doch wenn ein Leiden nicht heilte, gingen sie trotzdem zu ihr – heimlich,
in der Nacht, damit niemand sie sah.

Viele brachten keine Gaben mehr.

Einige sagten nicht einmal Danke.

Manche warfen ihr vor, sie habe zu viel Macht, zu viel Wissen.

Und so wuchs in ihr ein leiser Schmerz.

Aus Schmerz wurde Enttäuschung.

Aus Enttäuschung Bitterkeit.

Aus Bitterkeit – etwas Dunkles.

Denn wer jahrelang gibt und nie etwas zurückbekommt,
dessen Herz beginnt zu verhärten.

Es war ein Herbst, wie ihn die Region selten erlebt hatte.

Der Nebel kam früh und blieb lange.

Er hing wie schwere Tücher zwischen den Bäumen und machte jeden
Schritt unsicher.

Die Tiere verhielten sich seltsam.

Rehe liefen im Kreis.

Vögel schwiegen.

Krähen kreisten in aufgeregten Schwärmen über den Lichtungen.

Und die Hunde im Dorf jaulten die Nächte hindurch.

Die Dörfer fühlten die Unruhe des Waldes.

Es war ein Pochen.

Ein Atmen.

Ein Erwachen.

Und die Menschen begannen, nervös zu werden.

Nervöse Menschen finden oft Schuldige.

Altweiber sagten:

„Der Wald ist unruhig.

Etwas kommt.“

Sie wussten nicht, was.

Es war ein Bauer namens Günthör, der den Unmut entfachte.

Er war ein kräftiger, sturer Mann, der gerne prahlte, wie stark er sei. Eines

Tages verletzte er sich am Bein, als er mit seinem Ochsenwagen umkippte.

Die Wunde war unsauber, tief und entzündet.

Das Bollenweible sah sie sich an, runzelte die Stirn und sprach:

„Du musst ruhen. Drei Tage. Nicht arbeiten. Sonst frisst die Wunde sich tiefer.“

Der Bauer Günthör winkte nur ab.

Er hatte keine Zeit zum Ruhen.

Er nahm die Salbe – und trug sie dick auf, viel dicker, als sie gesagt hatte.

Er lief, arbeitete, schuftete.

Und die Wunde verschlimmerte sich.

Doch statt zuzugeben, dass er selbst schuld war, schrie er eines Tages auf dem Dorfplatz:

„Das Weible hat mich vergiftet!

Ihre Kräuter sind Hexerei!

Sie macht uns krank, nicht gesund!“

Die Menschen erschranken.

Einige glaubten ihm sofort.

Andere hatten selbst alte Vorurteile, die sie nun auspackten.

„Ich hab immer gesagt, sie ist nicht normal.“

„Sie redet mit Tieren!“

„Sie kennt Sachen, die kein Mensch kennen sollte...“

Und so kam es, dass sich ein Zorn bildete – langsam, aber stetig.

Eines Abends trafen sich die Dorfbewohner im Schankhaus. Das Feuer im Kamin warf rote Schatten an die Wände, und der Wind heulte um das Gebäude. Die Stimmung war angespannt.

Die Männer – und einige Frauen – sprachen lange über das Bollenweible. Über ihre Macht.

Ihre Fremdartigkeit.

Ihre Andersheit.

„Man sollte sie warnen“, sagte einer.

„Man sollte sie loswerden“, sagte ein anderer.

„Man sollte sie vertreiben“, rief ein dritter.

Nur wenige sprachen dagegen.

Doch ihre Stimmen wurden überhört, übertönt vom Donner der Angst.

Am Ende beschlossen sie, das Weible aufzusuchen – „friedlich“, wie sie sagten, doch niemand glaubte es wirklich. Sie wollten ihrem Zorn Luft machen.

Sie wollten Macht zeigen.

Sie wollten sich stark fühlen.

Und sie wollten jemanden zur Rechenschaft ziehen.

Es war ein Morgen, an dem der Nebel wie ein dichtes Netz in den Ästen hing. Er schwebte tief, bewegungslos, als wäre er etwas Lebendiges. Die Luft war kalt und still.

Zehn Dörfler machten sich auf den Weg – mit Stöcken, mit Fackeln, mit schwerem Gemüt. Sie gingen tief in den Wald hinein. Der Nebel verschluckte ihre Schritte, und das Licht ihrer Fackeln wurde zu glühenden Punkten in der weißen Wand.

Irgendwann standen sie vor der Hütte.

Das Bollenweible stand davor.

Reglos.

Als hätte sie gewusst, dass sie kommen würden.

Ihre Augen funkelten wie Harz im Dämmerlicht.

„Warum kommt ihr mit Feuer?“, fragte sie ruhig.

„Warum mit Zorn?“

Die Männer schrien durcheinander:

„Du machst uns krank!“

„Du führst uns hinters Licht!“

„Der Wald ist wegen dir unruhig!“

„Du bist unheimlich!“

Sie hörte ihnen zu.

Stumm.

Traurig.

Dann sagte sie:

„Es ist der Wald, der unruhig ist – nicht ich.“

„Und ihr habt ihn vergessen.“

„Wie ihr mich vergessen habt.“

Es war kein Vorwurf.

Es war eine Feststellung.

Dann hob sie die Hand.

Nicht drohend – nur bittend.

Doch der Wald antwortete trotzdem.

Der Nebel wuchs.

Die Fackeln flackerten.

Eine tiefe Stille senkte sich über die Lichtung – so tief, dass man seinen eigenen Herzschlag hörte.

Die Männer wichen zurück.

Nicht, weil das Weible sie bedrohte.

Sondern weil der Wald selbst zu ihnen sprach.

Sie rannten.

Stolperten.

Verirrten sich fast.

Doch der Wald ließ sie gehen.

Er wollte ihnen nur etwas zeigen:

Respekt.

Demut.

Und Erinnerung.

Als die Dörfler am nächsten Morgen zurückkehrten – diesmal leise und ohne Fackeln –, fanden sie die Hütte leer.

Keine Schalen.

Keine Kräuter.

Keine Spuren.

Das Haus sah aus, als wäre es seit Jahren unbewohnt.

Moos bedeckte nun auch die Tür.

Wurzeln hatten sich davor geschoben wie eine Barrikade.

„Der Wald hat sie geholt“, sagte einer mit zitternder Stimme.

Doch die Alten schüttelten den Kopf.

„Nein. Er hat sie aufgenommen.“

Seitdem sieht man das Bollenweible nicht mehr.

Zumindest nicht direkt.

Aber manchmal findet man ein Kräuterbündel vor der Tür.

Oder eine Salbe aus genau den Pflanzen, die man gerade braucht.

Manchmal hört man ein Lachen – leise, warm, aber mit einem Hauch Bitterkeit.

Manchmal sieht man eine Gestalt zwischen den Bäumen, die sich auflöst, sobald man blinzelt.

Und manchmal – an den nebeligsten Tagen – flüstert der Wald:

„Vergiss den Dank.

Vergiss die Demut.

Und der Wald vergisst dich.“

Denn das Bollenweible lebt weiter.

Vielleicht als Geist.

Vielleicht als Teil des Waldes.

Vielleicht noch immer als Frau, die man nur sieht, wenn man sie mit ehrlichem Herzen sucht.

Aber eines wissen alle:

Sie kennt jeden Pfad.

Jede Wurzel.

Und jeden Schritt, den du tust.

